



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **An den Externsteinen**

**Maß, Konrad**

**Detmold, 1920**

5. Kapitel. Im Elend.

---

---

**Nutzungsbedingungen**

[urn:nbn:de:hbz:466:1-24014](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-24014)



war er nicht gestärkt. Die Glieder schmerzten ihn, von schwerem Hunger ward er geplagt. Jetzt erst empfand er bitter, was der Spruch der Fehme für ihn bedeutete: achtlos, rechtlos, friedelos.

Ohne Besinnung eilte er durch das Dickicht, mühsam Weg und Steg sich bahndend, Antlitz, Hände und Füße an den Dornen sich ritend. Nur die scheuen Tiere des Waldes waren seine Genossen. Rechtlos, achtlos, friedelos zog er dahin.

### 5. Kapitel.

#### Im Elend.

Grimm und Beschämung im Herzen, so trat Manfred seinen Weg ins Elend an. Tage und Nächte irrte er einsam und zerfnirscht umher, wider sich selbst und alle Menschen eifernd, Gott und seiner Schöpfung fluchend. Er ließ sich verleiten, alles Ungemach auf den Zorn der alten Götter zu schieben, weil er sie verleugnet. So lag er einst siech und elend in einem Dickicht, wädhend, daß sein letztes Stündlein gekommen sei; da erhob er flehend die Stimme zum Allvater Wotan, und horch: da raschelte es im Laub, ganz dicht an seiner Seite. Als er aber näher herankroch, da gewahrte er ein weidwundes Reh, das ihn aus zwei braunen Augen wie bittend ansah. Mit einem scharfen Baumast gab er ihm, wider alle Regeln des edlen Weidwerkes, den Todesstoß und trank gierig das heiß hervorquellende Blut, sich also vor dem Hungertode bewahrend. So hatte denn, wädhnte er, Allvater Wotan sein Flehen erhört, sein Leben gerettet.

Nun eilte er dahin, von Wald zu Wald, von Heide zu Heide, sich siech und müde von dannen schleppend und nährte sich von den Eiern der wilden Vögel und den Früchten, die die Wildnis bot. Erst als einmal das Himmelsfeuer in der Gestalt eines Blitzes herabfuhr, und nun die Heidebrennerin mit ihrem roten flimmernden Rock über die dürre Heide tanzte, vermochte er sich das in Schlingen erbeutete Wild zu schmackhafter Kost zu bereiten.

Aber es duldete ihn nicht in den seiner Heimat benachbarten Wäldern. Nachts nach den Sternen, tags nach der Sonne sich richtend, zog er gegen Mittag zu, in wärmere



Gegenden, wissend, daß ihn, wenn ihn der Winter in seiner Einsamkeit überraschte, wohl der Tod ereilen würde. Wohl schien er ihm erwünscht, — aber es kamen auch wieder Zeiten, da die Lebenslust in ihm aufleuchtete wie ein Blitz aus düsteren Wolkenmassen, und sein ganzes Sinnen darnach stand, sein elendes Dasein zu retten. Erst als der Mond voll und noch einmal voll geworden war, wagte er es, einen Röhler anzusprechen, der an seinem Weiler schaffte und Wotans Fluch auf ihn niederfahren hieß, weil er in ihm, der in zerrissenem Wams und ungechorenen Bart- und Haupthaares seine Straße zog, wohl eher einen Waldschrat als einen Menschen vermutete. Als er ihm jedoch mit freundlichem Gruß der Frau Holle Gnade anwünschte, ward er freundlicher und nahm ihn für seine schwere Fronarbeit zum Gehilfen an. Wie freute er sich, wieder einmal mit einem Menschen, und sei es der Geringsten Schlechtesten, Umgang zu pflegen. Der Mann war in der Kindheit mit seinem Vater von einem Kloster, dem er leibeigen war, an diese Röhlerstätte gesetzt und wußte nichts von der Welt denn diese Einsamkeit, und kannte kaum einen Menschen denn den gestrengen Aufseher des Klosters. Von Gott und Christus hatte er gar wenig erfahren. Nur wenn der fromme Klausner, Bruder Winfried, aus der nahen Wolfshöhle ihn besuchte, sprach er wohl unter dessen Führung und Hilfe in ungeschlachtem Stammeln ein christliches Gebet. In seinem Hirn und Herzen aber lebten und webten die hohen Nien mit all ihrem teuflischem Spuk. So stand der Flüchtling wieder zwischen zwei ihn hin und her zerrenden Gewalten.

Jetzt kamen die zwölf rauhen Nächte heran, da Wotan auf seinem Schimmel durch die Wolken reitet; der Sonnenbogen wurde länger von Tag zu Tag, die Sonne lachte heller, und blinkender Schnee leuchtete von den schwarzen Weilern herab, in kristallklarem Eise waren Bäche und Weiher gefangen. Dann aber begann der Saft in den Bäumen zu schwellen; ein vorwitziger Falter, von den Strahlen der Sonne getäuscht, flatterte ihm vor den Augen, und bald sproßte das erste Grün aus dem Boden hervor; aus den Weiden krochen die ersten Kätschen, und eines frühen Morgens drang an das Ohr des Lauschenden das verliebte



Balzen des Auerhahns. Da erwachte in seiner Brust eine solche Sanges- und Wanderlust, daß er von dannen zog, heimlich, ohne Abschied; denn er wußte wohl, sein guter Kohlenbrenner, mit dem er trotz seines rauhen Aeußeren bald Freundschaft geschlossen, werde ihn nicht ziehen lassen. Er ließ ihm aber ein geschnitztes Kruzifix aus Nußbaumholz zurück, damit er sich seiner gern erinnere.

Etliche Tage freute er sich herzlich der wiedergewonnenen Freiheit, und zog mühsam gegen Mittag weiter, durch Dornengestrüpp und wildes Buschwerk den Weg sich bahrend. Bald aber kam wieder der böse Geist über ihn. Vor ihm lag ein langes Leben, fern von Heimat und Freude, eines elenden Flüchtlings trübes Geschick. Da wallte es auf in dem Elenden: „Bin ich denn nicht stark und ungebroschen in meiner Kraft? und sollte hier tatenlos wandern, niemandem nützen, mir selbst zur Last?“ Und siehe, ein neuer Gedanke keimte in seinem Herzen auf und ergriff ganz von ihm Besitz: „Gott will es!“ Dieser Ruf durchzog damalen die ganze Christenheit; hatte er ihn doch auch schon in der Heimat vernommen, — aber was kümmerte ihn, den Sorglosen, Wohlbehüteten Gott? Erst wenn wir siech und elend und im Unglück sind, dann erinnern wir schwachen Menschen uns unseres Gottes. Jetzt übte dieser Ruf gewaltige Wirkung: „Gott will es, daß die Christen den Ungläubigen das heilige Grab des Erlösers entreißen.“ Wandertrieb und frommes Begehren wetteiferten in ihm, neue Hoffnung stieg in ihm auf wie der Saft in den Bäumen zur Lenzeszeit, — und ein Zufall, wie er damalen vermeinte, kam ihm zu Hilfe. Später ward er sich wohl bewußt, daß es eine Schickung des Höchsten war.

Immer häufiger wurden auf der Wanderung des Flüchtligen die langgestreckten Dörfer, — wie man sie in seiner Heimat nicht kennt, wo die Bauern mit ihrer Sippe allein in Einzelgehöften und geschieden von einander leben. Die Sprache der Leute klang weicher als die rauhen Kehllaute daheim, und oft genug hatte er als fahrender Mann, der mancherlei aus der Heimat zu berichten wußte, keinen geringen Verdienst. Auch hatte er auf Vorrat mancherlei Waren gefertigt: Kruzifixe und Heiligenbilder, Salben-



büchsen und sonstiges zierliches Hausgerät aus Holz, Wachs oder Ton, das er feilbot, — war auch wohl geschickt, die Töpferscheibe zu drehen und wußte manche Weisen, die er auf der Wanderung oder daheim in der Jugendzeit erlernt, mit leidlicher Stimme vorzutragen. So sang er auf der Wartburg, die, auf steilem Berge gelegen, vor wenigen Jahrzehnten der Landgraf Ludwig von Thüringen erbaut, dessen hohe Gemahlin Adelheid ihn reich beschenkte und in Gnaden entließ. Und wanderte weiter, immer gen Mittag zu. So kam er zum Hofe eines Edlen, Arnulf mit Namen, der dem Herzog Welf von Bayern als Vasall ergeben war. Wohl hatte Herr Arnulf wenig Freude an seiner Kunst, denn er war ein wilder Jäger und Kriegsmann, der bei Schnee und Sturm lieber auf die Wolfs- und Bärenjagd ging, als daß er sich der edlen Kunst gewidmet und seiner schönen jungen Gemahlin Gutes erwiesen hätte. Er sah den Jüngling prüfend an und fragte spöttisch: „Erscheint es dir schädlich, ein junger Mann, als fahrender Händler und Nichtsteuer durchs Land zu streifen? Kannst du nicht reiten oder fechten? Dein Wuchs scheint nicht schlecht für derlei Dinge.“

„In meiner Heimat,“ erwiderte Manfred bescheiden, „achtet man solcher Werke als Gott wohlgefälliger Dinge. So Ihr mich wolltet zum Fechten oder Reiten ausersuchen, wahrlich, ich würde Euch keine Unehre bereiten.“

„Wie die Freude ihm im Gesicht aufleuchtet,“ spottete der Graf weiter und hieß ein Roß vorführen, damit der Fremde seine Kunst erweise.

Es war ein ungeberdig Tier, und Graf Arnulf wie auch seine Mannen und Knechte schienen nur darauf zu warten, daß es ihn in wildem Satz in den Sand würfe. Der aber hatte anderes vor. Er schwang sich sonder Mühe auf das ungesattelte Tier, klopfte es auf die Schulter, flüsterte ihm ein freundlich Wort ins Ohr, und siehe da: ihm war's, als wären ihm Flügel gewachsen, — so stob es, Sand und Laub aufwirbelnd, dahin. Wohl bäumte es anfangs auf und knirschte laut im Zügel, aber es fühlte bald die Hand des Meisters und die Schenkelkraft des Bändigers. Hei, das war ein Ritt — nicht geringer, als daheim auf den weiten Heiden seiner Heimat. Bald war's ihm, als hätte er nie



so sicher, so stolz und frei in einem Sattel gesessen. Dann gings querseldein in immer wilderem Brausen, hoch hinweg über Hecken und Zäune, über Bäche und Gräben. Das war kein Reiten mehr, das war ein Fliegen, die Hufe des Rosses schienen kaum den Erdboden zu schlagen. Als er zum Hofe zurückkam, ward er immer wilder, immer kühner. Hoch auf wirbelte er die Lanze, fing die schwirrende beim Niederjausen mit kunstgerechtem Griffe wieder auf, und das ganze Hofgesinde jauchzte ihm zu. Und wenn's das Leben kostet, was galt das ihm? Dann ritt er in Asgart ein, von Walfüren geleitet. Das war besser als der Strohtod eines Verbannten.

Was war's, das ihn so kühn gemacht und alle Scheu in ihm ertötet hatte? Zwei helle Augen und ein blondlockig Haupt hatten hinter einem Vorhang hervorgespäht; sie hatten ihn angesehen wie ein Bild aus längst entschwundener Zeit. Jetzt, da er behend vom Ross sprang, schweißbedeckt, noch feuchend vom scharfen Ritt, trat sie zu ihm, die diese Augen und dies Goldhaar ihr eigen nannte, — jung, schlank, voller Liebreiz, die edle Frau des Hauses, erst vor wenigen Monden dem wilden Gemahl angetraut. Und als er sie sah, da erstarrte ihm alles Blut in den Adern.

Diemeilen trat auch der Graf an ihn heran.

„Du kannst wahrlich noch anderes als Heiligenbilder kneten und fromme Sprüche singen. Warum ziehst du als Fahrender durchs Land?“

„Ein Spruch des Gerichts in meiner Heimat erklärte mich vogelfrei . . .“ begann Manfred, schüchtern geworden und rot übergossen, während er die Augen nicht aus dem holden Antlitz der jungen Herrin zu lösen vermochte.

„Und was hast du verbrochen, das das Gericht so harten Spruch fällte?“ forschte der Graf weiter.

„Eine Meintat warf man mir vor,“ erwiderte jener und warf den Kopf zurück.

„. . . Und handelst doch,“ warf der Graf spöttisch ein, „mit heiligen Geräthen und frommen Bildern?“

„Gott selbst gab mir die Tat ein, — das blieb den Richtern verborgen; sie galt einem Unwürdigen.“



„Und welches Herrn Land hat dich geboren und von sich ausgespieen?“

„Ich bin eines freien Bauern Sohn; von hier weit gegen Mitternacht stand meine Wiege, wo Herr Bernhard zur Lippe das Zepter führt.“

„Also ein Landsmann von dir, hohe Frau und Gebieterin,“ lachte der Graf auf; „das trifft sich seltsam. So gewähre ihm eine Gnade, falls du ihn für würdig hältst.“

Sie stand unschlüssig da, verlegen, und eine Blutwelle huschte über ihr Gesicht, bis in die Schläfen. Hatte sie, der Manfred einst in keuscher Liebe zugetan war, ihn wohl erkannt? Er wußte es nicht. Wohl vergiftet man dergleichen nicht, — aber der lange Bart, das ungeschorene Haupt, das verwahrloste Wams entstellten ihn.

Da erwiderte sie: „Willst du mir eine Liebe tun, werter Gemahl, so heiß ihn singen, — einen Sang aus der Heimat.“

„Ist das alles?“ lachte der Hausherr spöttisch; — „nun, dann heb an, lippische Nachtigall!“

Und der Fremde begann mit leiser Stimme, denn sein Sinn war schüchtern geworden:

„Du bist min, ich bin din;  
Des solt du gewiz sin;  
Du bist beslozzen in minen herzen,  
verlorn ist daz slüzzelin,  
Du muost immer darinne sin,“

wie in jener Nacht, da er Liebe heischend vor ihrem Fenster gesungen.

Raum ein Jahr war seitdem vergangen; — wie unendlich lang erschien ihm diese Zeit! Leise erwiderte sie: „Wer so holdselig singen mag, des Schuld ist nicht schwer. Sprich ihn frei, mein Gemahl, von Schuld und Sühne.“

Und als der Graf nachzudenken schien, fuhr sie fort: „Reihe ihn ein unter deine Mannen, die ins gelobte Land ziehen; er wird dir keine Unehre schaffen.“

Da klopfte sein Herz in banger Erwartung voll tiefer Dankbarkeit und froher Hoffnung.

„Ein fahrender Mann — geehrt gleich einem Ritter?“ fragte der Graf zögernd.



Doch jener fiel ihm in die Rede: „Nicht einem Ritter gleich, Edler Herr, — aber als freier Mann, denn frei bin ich geboren.“

Wieder musterte der Herr die Gestalt des Jünglings, um dann kurz und hart zu sprechen: „Es sei! — Nun aber tolle dich! Hochfahrend wird leicht das Gefindel, dem man Gnade erweist.“

Wohl verdroß Manfred die harte Rede, denn er erriet seine weiteren Gedanken. ‚Das Kreuz,‘ so dachte er bei sich, deckt auch Verbrecher und Landstreicher, den Schuldner und Abenteuerer.‘ Aber er erwiderte nichts in seiner großen Herzensfreude.

Auf einen Wink des Herrn nahm sich der Waffenmeister seiner an. Der lange Bart verfiel dem Scheermesser, das wirre Haupthaar ward sittig gestrählt und gescheitelt, — und nicht lange, so saß er hoch zu Roß und stellte sich mit anderen, Rittern und Knappen, dem Herrn und der Herrin vor. Diese aber trat an ihn heran: „Schüt’ dich Gott, fremder Mann,“ und reichte ihm die Hand zum Kusse. Dabei ließ sie ein Ringlein in seine Hand gleiten, ein Zeichen fraulicher Huld, eine Erinnerung an selige Zeit. So zog er dahin, hohen Feiertag im Herzen.

Und nun kamen Tage sonnenfrohen Lebens und heller Freudigkeit. Wenn er auch wußte, daß seine Minne ohne Hoffnung sei und daß er sie tief im Herzen bergen müsse; die Huld der edlen Frau bewegte sein Gemüt, und immer seltener warf sich der dunkle Schatten der Schuld auf seine Seele.

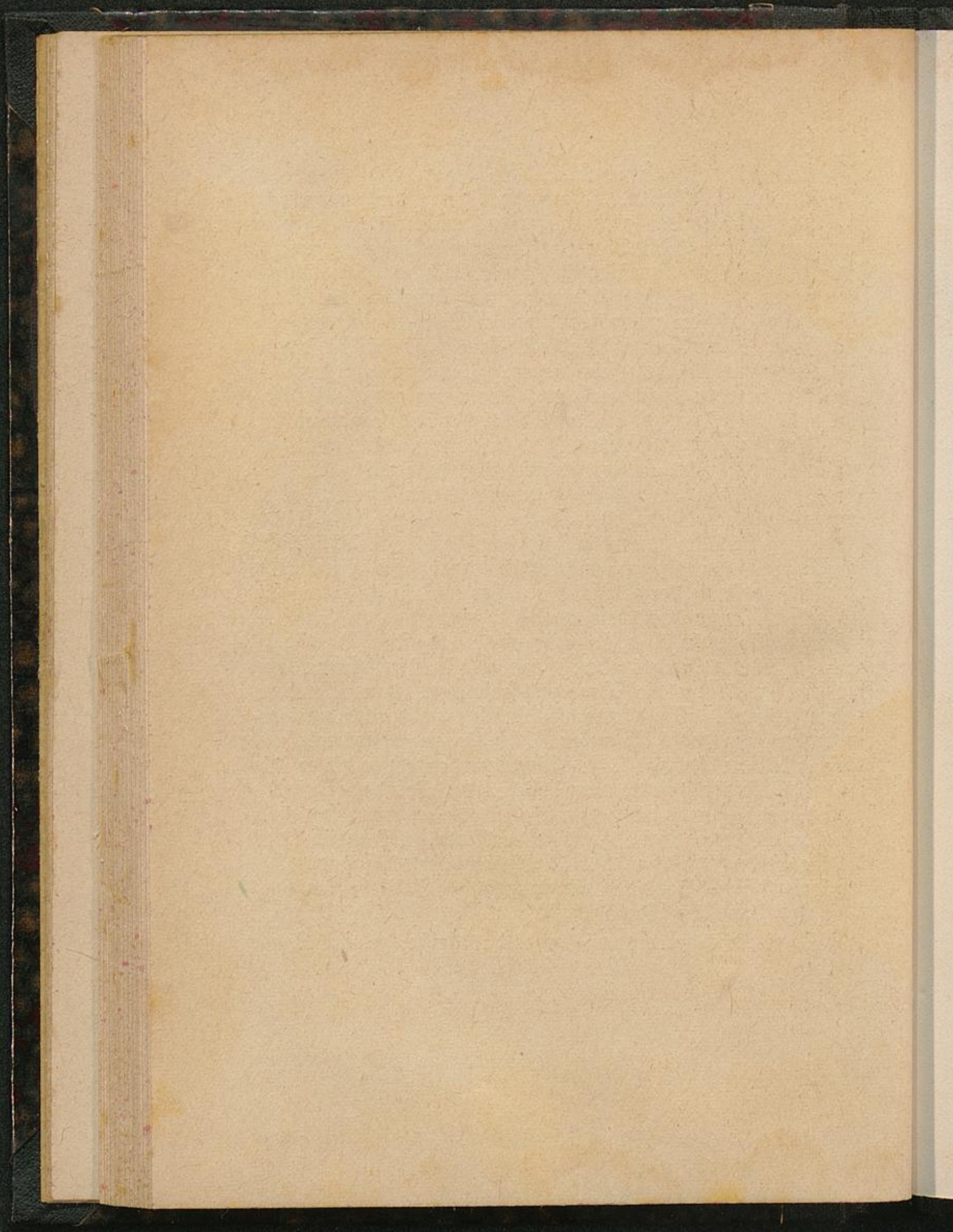
Aber nicht allzu lange währte das Glück. Es kam böse, schwere Zeit. Nicht bloß, daß auf dem Marsche Hunger und Not das Heer schwer bedrückten, daß die fremden Völker, durch deren Land es dem Morgenlande entgeenzog, Kroaten, Slavonen und Dalmatiner, gegen die es an der Seite der schon christlich gewordenen Ungarn kämpfte, ihm arg zusetzten — nein, ein Furchtbares geschah. Ein Bote kam dem Troß nachgeritten, mit einem schwarzen Flor um den Heroldsstab, und brachte die traurige Mär, die junge Herrin, der er all sein Seelenglück verdankte, sei an der bösen Pest, die damals ihr Unwesen in deutschen Landen trieb, gestor-



ben. Der Eheherr freilich, der sie wohl niemals innig geliebt, fand sich rasch damit ab, und in seinem Lager sah man bald andere Mädchen, schwarzhaarige Griechinnen mit herrischem Gesicht ein- und ausgehen, während doch seine Herrin goldblond und mit lichten Blauaugen begabt gewesen. Den Jüngling aber traf es so schwer, wie nie eine andere Post zuvor. Und sofort begannen die Schatten der Reue sich wieder auf ihn zu wälzen; immer trüber wurden die Tage, immer dunkler die Zukunft; kein Sonnenblick durchflutete und durchwärmte sein Leben. Denn mit ihr hatte er all seinen inneren Halt verloren. Sein Herr hatte so Unrecht nicht: das Kreuz deckte den Verbrecher und Landstreicher, den Schuldner und Abenteurer, und da er jung war, nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatte, so begab er sich in ihre Gefolgschaft, die jungen unerfahrenen Leuten mehr Kurzweil bietet als ehr- und tugendsamer Wandel. „Luftig gelebt und fröhlich gestorben,“ so lautete der Wahlspruch; der Würfelbecher ging öfter durch die Hand der Fahrenden als das Gebetbuch, der Wein schien eben nur für sie gewachsen und gefelktert, und das Gewand der schwarzäugigen Schönen verschoben sie umso öfter, je mehr sie, die blonden Deutschen, ihnen gefielen. Nachts aber, wenn er allein in seiner Kammer saß, packte ihn die Reue mit grimmen Klauen, und er weinte sich aus. Dann war alle Lust zu Ende, und am liebsten wäre ihm wohl gewesen, das Leben abschütteln zu dürfen als eine traurige Last. Aber wunderbar: so oft er sein Leben in Gefahr gesetzt, den Speeren der Feinde entgegenreitend, ohne Furcht im Herzen, so zitterte er, wenn er daran gedachte, es durch eigene Hand zu verlieren. „O mein Gott, wie legtest du so viel in des Deutschen Seele: Frömmigkeit und freien Sinn, Stolz und Demut, Haß und Liebe, trozigen Mut und kleinliche Verzagtheit!“

So ritt das Heer hernieder in das heiße, gelobte Land.









Die Kreuzabnahme, Relief an den Externsteinen.



